

te gar nicht oder nur am Rande Erwähnung finden – zu denken wäre etwa an die Rolle der Väter in der Kindererziehung, an die Bedeutung der Sonntagsschulen und anderer freier Wohlfahrtseinrichtungen oder an die Rolle des Kinos, das nach der Jahrhundertwende zu einem Massenvergnügen gerade der Kinder wurde – handelt es sich bei Anne Davins Buch um einen fundierten und zudem in ungewöhnlich klarer Sprache verfaßten Beitrag zur Sozialgeschichte der Kindheit. *Dietrich Oberwittler, Freiburg*

Derek Birley, *Playing the Game. Sport and British society, 1910–1945*, Manchester UP, Manchester etc. 1995, 240 S., kart., 14,99 £.

Im dritten Band seiner breit angelegten Geschichte des Sports in Großbritannien thematisiert Sir Derek Birley die Entwicklung des Sports vom Ende der Ära Eduards VII. bis 1945. Wie schon in den beiden vorausgegangenen Bänden (»Sport and the Making of Britain« sowie »Land of Sport and Glory. Sport and British Society 1887–1910«) geht auch seine jüngste Darstellung weit über das eigentliche Thema hinaus. Es ist im Grunde eine britische Gesellschaftsgeschichte, paradigmatisch dargestellt anhand des Sports. Entgegen der im deutschen Sprachraum noch immer anzutreffenden Ansicht ist dieses Paradigma einer historischen Darstellung keineswegs unangemessen. Bei der Lektüre von Dereks sehr anschaulich geschriebenem Buch entsteht vielmehr der Eindruck, daß für die Geschichte moderner Industriegesellschaften nur wenige Paradigmen verfügbar sind, die ähnlich dem Sport nahezu alle sozialen Schichten und Gruppen sowie eine Vielzahl sozialer Konflikte berühren. Die soziale Emanzipation der Arbeiterschaft und der Frauen, um nur zwei soziale Dauerkonflikte der letzten 150 Jahre zu nennen, läßt sich anhand des Sports vielleicht sogar subtiler erklären als anhand der Parlaments- oder Verfassungsgeschichte eines Landes.

Birley beginnt seine Darstellung mit dem Sport der Aristokratie, der in den Jahren unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg einen letzten Höhepunkt erlebte. Schießen, Reiten und Hochseesegeln gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen der »leisure class«, deren Angehörige zwar nur 2,5 Prozent der Bevölkerung ausmachten, jedoch über 65 Prozent des Volkseinkommens verfügten. Die Exklusivität der aristokratischen Sportarten wurde gewahrt durch den dazu notwendigen finanziellen Aufwand. 4 000 Fasane an einem Tag zu erlegen, wie es unter Mithilfe eines Schießpartners Georg V. gelang, setzte ebenso einige Finanzkraft voraus wie die Durchführung von Fuchsjagden und das Halten großer Hochseejachten. Im Gegensatz zu Sportarten anderer sozialer Schichten waren Frauen beim Sport der oberen Zehntausend als »ornamentales Beiwerk« meist willkommen. Als Angehörige der Crew ihres Mannes wurde eine Frau 1908 sogar Olympiasiegerin im Segeln.

Längst hatte in Großbritannien jedoch auch die Zeit des Profisports begonnen, wobei ein deutlicher Vorsprung zum kontinentalen Europa zu konstatieren ist. Fußball und Boxen standen in der Popularität an erster Stelle. In anderen Sportarten, wie Rugby oder Golf, wurde indessen das Amateurideal erbittert gegen die drohende Professionalisierung verteidigt. Schlimmster Gegner dieser den Traum des britischen Arkadiens träumenden Amateurverfechter waren jedoch nicht die aus den heimischen Arbeiterschichten kommenden Berufssportler, sondern die Amerikaner. Deren Sporterziehung galt schon lange als vulgäre Kopie des britischen Vorbilds. Während man in »Oxbridge« weiterhin das Ideal des Gentleman-Amateurs anstrebte, scheuten sich amerikanische Sportler in der Zwischenkriegszeit nicht, ihre olympische Goldmedaille als Eintrittskarte nach Hollywood zu gebrauchen. Der erste Tarzan der Filmgeschichte war solch ein Olympiasieger. Der Herausforderung der amerikanischen Kommerzialisierung des Sports durch

staatliche Sportförderung zu begegnen, wie es Italien und Deutschland in den 1930er Jahren geschah, war nicht Großbritanniens Sache. Man ging statt dessen Kompromisse ein, schickte Profifußballer zu den Olympischen Spielen nach Berlin, die jedoch von Amateuren trainiert wurden, und hielt sich aus dem Wettstreit der Systeme weitgehend heraus.

Obwohl der britische Sport in den geschilderten 35 Jahren – davon waren ein Viertel Kriegsjahre – gewaltige Wandlungen durchlief, sind einschneidende Zäsuren kaum auszumachen. Die verschiedenen Sportauffassungen veränderten sich nur allmählich in ihrer Gewichtung. Selbst die sportlichen Betätigungen der einstigen »leisure class« bestanden fort, während gleichzeitig – etwa bei Hunderennen und stärker noch beim Fußball – neue kommerziell geprägte Zuschauersportarten entstanden. Segeln erlebte sogar einen ähnlichen Höhepunkt wie die neuen Motorsportarten. Wenn Birley diese Entwicklung, bei der das Alte neben dem Neuen fortbestand, zusammenfassend damit erklärt, daß Großbritannien eben kein revolutionäres Land gewesen sei, so ist damit sicher nicht nur der Sport gemeint, sondern ein weiteres Mal demonstriert, welch hervorragendes Paradigma der Sport zur Beschreibung der britischen Gesellschaftsentwicklung abgibt.

*Martin L. Müller, Frankfurt/Main*

Adele Lindenmeyr, *Poverty is not a Vice. Charity, Society, and the State in Imperial Russia*, Princeton UP, Princeton 1996, XIV + 335 S., geb., 49,50 \$.

Wer kennt nicht, beispielsweise aus den Romanen Dostoevskijs, eine besondere russische Mitleidsfähigkeit und spontane Hilfsbereitschaft gegenüber allen »Unglücklichen«? Daß dieses Klischee nicht ganz an der Wirklichkeit vorbeigeht, zeigt die amerikanische Historikerin Lindenmeyr in einer ersten systematischen Geschichte der russischen Wohltätigkeit (bis 1917). Lindenmeyr geht es nicht um den mentalitätshistorischen Nachweis einer besonderen, wie auch immer in der »russischen Seele« verankerten Disposition zur Nächstenliebe, sondern sie bietet eine übersichtliche und kenntnisreiche Darstellung erstens der einschlägigen staatlichen Maßnahmen und Absichten, zweitens der privaten, gesellschaftlich organisierten Formen von Wohltätigkeit. Tatsächlich findet Lindenmeyr in beiden Bereichen Belege für die Wirksamkeit des orthodox-religiösen wie volkskulturellen Ethos individueller Barmherzigkeit. Fast bis zum Ende der Zarenzeit behielt jenes russische Sprichwort, demzufolge Armut kein Laster – »bednost' ne porok« –, sondern eine moralische Verpflichtung der Mitmenschlichkeit ist, seine Gültigkeit. Armut, Bettel und Vagabundentum galten v.a. als individuelles Unglück und wurden kaum als Folgen von Arbeitslosigkeit oder Wohnungsnot wahrgenommen. Das wichtigste Gegenmittel blieb die persönliche und ritualisierte Mildtätigkeit aus vorindustrieller Zeit.

Für den autokratischen Staat bedeutete dies eine willkommene Entlastung nicht zuletzt von finanziellen Verpflichtungen. Er begnügte sich mit Sanktionsmaßnahmen gegen Bettel und delegierte die Fürsorgepflicht an ständische bzw. an lokale Selbstverwaltungsorgane. Bis zu seinem Untergang hat es im Zarenstaat weder vollständige offizielle Armenstatistiken noch -gesetze gegeben. In diesem Vakuum staatlicher Politik, so zugespitzt die These Lindenmeyrs, entwickelten sich zunächst halbstaatliche, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend auch private Gesellschaften zum wichtigsten Träger wohltätiger Zuwendungen. Obwohl sich solche Vereine flächendeckend durchsetzten, blieb, im Vergleich mit europäischen Staaten, das Niveau (über)regionaler Zusammenschlüsse, systematischer und institutionalisierter Fürsorge gering. Zwar sieht Lindenmeyr auch im Zarenreich mit den ersten privaten Wohltätigkeitsexperimenten der